



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mohr: Lessing als Philosoph

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kommen sehen. Dieser avis au lecteur français ist immerhin bezeichnend. Die englischen Leser des Figaro werden aber Hurets Auslassungen mit einem gewissen Gleichmut hinnehmen, da ihnen die deutsche Gefahr von ihrer eignen Presse schon in viel grellern Farben geschildert worden ist, und sie bei der stetigen Zunahme ihres eignen Wohlstandes nicht mehr recht an den angeblichen Niedergang Englands glauben, wenn es ihnen auch sehr erwünscht sein würde, den lästigen deutschen Wetter in irgendeiner Weise vom Halse zu bekommen. Aber das überläßt Albion wohlweislich andern und wird Herrn Huret kaum den Gefallen tun, sich für Frankreich die Finger zu verbrennen und den furor teutonicus auf die Probe zu stellen. v. f.



Lessing als Philosoph



er in Lessings philosophische und religiöse Weltauffassung tiefer eindringen will, der muß dreierlei haben: den unwiderstehlichen Drang nach Wahrheit, der Lessing beseelte, seinen scharfen Verstand und seine Fähigkeit zur Objektivität den eignen Gedanken und Gefühlen gegenüber.

Unter den Schriftstellern, die über Lessing geschrieben haben, dürfte es nur sehr wenige geben, bei denen diese Eigenschaften in so hohem Maße ausgebildet sind wie bei Chr. Schrenpf. Und deshalb ist es eine besondere Freude, gewährt es einen eigentümlichen Genuß, aus Schrenpfs neuestem Buche*) zu sehen, wie uns dieser Lessing verwandte Geist dessen Wollen und Wesen deutet und es uns in mancher Hinsicht von einer ganz neuen Seite nahe bringt.

Schrenpf geht aus von der Frage: „Wer ist ein Philosoph?“ Und er antwortet: „Wer in fragmentarischem Wissen kein Genüge findet; wer in der bloßen Wahrscheinlichkeit nicht zur Ruhe kommt, wer einen Widerspruch zwischen Denken und Leben nicht vertragen kann: der ist ein Philosoph.“ Auf Bedeutung aber kann ein Philosoph nur Anspruch erheben, wenn er eine der in der Philosophie zusammentreffenden Tendenzen oder eine gewisse Kombination davon in typischer Weise vertritt. Da Lessing der lehrreiche Typus einer berechtigten Art des philosophischen Denkens ist, so verlohnt es sich, ihn als Philosophen genau anzusehen.

Welchen Typus aber repräsentiert er? Daß Philosophie ohne Enthusiasmus nicht zu denken ist, spricht er offen aus; ebenso unzweideutig jedoch bekennt er, daß er für die Selbstgewißheit des Enthusiasten unempfänglich ist. Er gehört

*) Lessing als Philosoph von Chr. Schrenpf. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1906. XIX. Band von Frommanns „Klassikern der Philosophie“. 203 S.

zu den schlimmen Kegern, „die da lernen immerdar und können nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“. Wahrheit und Irrtum schwächen sich ihm zum Vorurteil ab, und insofern gibt er keine greifbaren Resultate. Aber eben durch seine zuwartende, schwebende Haltung entwickelte sich in ihm „das feinste Gefühl für die intellektuelle Redlichkeit“. Die philosophische Größe Lessings liegt darin und nur darin, daß er den Kampf um das Recht des Zweifels ungewöhnlich rein durchgeführt hat. Was den Inhalt seiner Philosophie anlangt, soweit man von einer solchen überhaupt sprechen kann, ist er Eklektiker von relativ wenig Originalität und Zusammenhang des Denkens, und wenn man auch aus dem Studium seiner Schriften durchaus nicht etwa nur geringen materialen Gewinn ziehen kann, so ist doch der Inhalt des Denkens bei ihm wesentlich „nur der Stoff, an dem er die intellektuelle Moral erkannte, selbst ausübte, andre lehrte“. So beschäftigt ihn auch in seinen theologischen Kämpfen nicht sowohl der Inhalt als die Form des christlichen Glaubens, das heißt die Frage, ob und wie sich dieses Glauben mit der intellektuellen Redlichkeit verträgt. Der Hauptinhalt von Schrempfs Schrift ist demnach die Geschichte von Lessings Verhältnis zum Christentum. Seine Ästhetik aber, die demgegenüber zurücktritt, kann in vielen Punkten einen wichtigen Beitrag zum Verständnis seiner religionsphilosophischen Gedanken geben, ja sie ist in mancher Hinsicht in ihren Grundideen nur ein Ausfluß seiner ganzen Weltanschauung.

Im ersten Kapitel schildert Schrempf Lessings religiöse und philosophische Entwicklung bis 1760 und weist darin schon die Grundzüge seiner spätern Gedanken nach, wobei manches schöne und treffende Wort fällt über die christliche Glaubenslehre, diese „seltsame Verquickung von Metaphysik, Geschichte und praktischer Lebensweisheit“, über das Verhältnis zwischen Glauben und Denken, über die Gründe von Lessings Achtung vor der Orthodoxie trotz seiner eignen liberalen Anschauung und seiner Mißachtung der „neumodischen Rechtgläubigkeit“, über Leibnizens Philosophie und deren Beziehungen zum Christentum und zu Lessings Denken u. a. m.

Das zweite Kapitel, „Lessings Gedanken zur Theorie der Kunst“, faßt die betreffenden Probleme von einem wesentlich andern Standpunkt aus auf, als es gewöhnlich geschieht, indem Schrempf überall auf die tiefern Wurzeln von Lessings ästhetischen Ansichten, das heißt auf seine gesamte Denk- und Lebensrichtung hinweist, die ihn zwang, auch in der Kunst eine ernste Sache zu sehen, die den ganzen Menschen beschäftigen soll und auf den ganzen Menschen zu wirken bestimmt ist. Freilich hat Lessing manche Gedanken, die er auf dem Gebiete der Ethik ziemlich weit zu verfolgen wagte, auf ästhetischem Gebiete nicht mit derselben Konsequenz zu Ende gedacht. So ist es zum Beispiel auffallend, daß er, obwohl er das sittlich Böse als etwas notwendig zur „besten Welt“ Gehörendes erkennen gelernt hatte, bezüglich des ästhetisch „Bösen“, des Häßlichen, nicht dieselben Folgerungen gezogen hat: so gut die Natur (er sagt dafür auch „die ewige Weisheit“) die Schönheit der Form höhern

Abfichten jederzeit opfere, so habe der Künstler gar nicht die Aufgabe, sie einfach zu kopieren, aber doch die, die göttliche Vollkommenheit darzustellen, die das Opfer der schönen Form verlange. Die „beste Welt enthält auch das Lächerliche, das Schreckliche, das Gräßliche nirgends für sich allein, aber auch nicht als bloßes Ingrediens, sondern als notwendige Bedingung ihrer absoluten Vollkommenheit“. Der Grund für diese Lücke war nach Schrempfs Meinung wohl Lessings Abneigung gegen einen Naturalismus, der die Kunst in die Virtuosität der Nachahmung setzte, der sie nicht als Weg zur Gottheit benützte, sondern sie, schaffend und genießend, zum Tummelplatz eitler Wichtigtuerei entweichte.

In der „Hamburgischen Dramaturgie“ kommt Lessing zwar nicht ganz von der Auffassung los, daß der Ernst der Poesie in ihrer moralischen Wirkung liege; aber er hat, meint Schrempf, die Enge dieser Auffassung doch gefühlt und sie zu überwinden gesucht. Auch daß er in der Schuld noch eine Erklärung des Leidens anerkennt, ist nur eine Nachwirkung des Moralismus, den Lessing von Hause aus mit seiner Zeit teilt. Scheidet man diese Erklärung aus, so bleibt eine rein religiöse Auffassung des Dramas, der Lessing nahe gekommen ist, die er aber nicht ganz erreicht hat. Dieser religiösen Auffassung ist das Genie der Mittler zwischen dem unendlichen Geist und uns endlichen Geistern, „seine Werke sind Offenbarungen, werden als solche von ihm empfangen und von uns empfunden; und nur was Offenbarung ist in der Kunst, hat unvergänglichen Gehalt und Wert“.

Das dritte Kapitel behandelt „Lessing als Vorkämpfer der intellektuellen Redlichkeit“. Es ist das beste und inhaltreichste des ganzen Buches; aber wir können aus der Fülle zum Teil ganz neuer Gedanken nur einiges Wenige herausgreifen. Da ist zunächst besonders erwähnenswert die Besprechung von Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“, weil sie dieser merkwürdigen Arbeit weit mehr gerecht wird, ihre Konsequenzen weit eindringender klarlegt, als es in andern Schriften über Lessing der Fall zu sein pflegt. Ihr Grundgedanke ist ja, daß die Offenbarungswahrheit die Möglichkeit, ja die Bestimmung in sich trage, in Vernunftwahrheit überzugehen, daß die heiligen Schriften pädagogisch, nicht wissenschaftlich normiert seien. Da es für Lessing ein unerträglicher Gedanke ist, annehmen zu müssen, daß die Menschen, die durch die Offenbarung nicht erleuchtet werden, zwar nicht verdammt werden, aber doch der „Seligkeit“ beraubt bleiben, so entnimmt er der religiösen Überlieferung die Vermutung, daß jeder Mensch so oft dieses Leben wiederholen möge, bis die göttliche Erziehung ihren Endzweck mit ihm erreicht habe. „Ein ganz unschuldiger Gedanke von unermesslicher Tragweite“, fügt Schrempf hinzu. Denn ist dem so, so ist die Seligkeit kein „Verdienst“ mehr, auch keine „Gnade“; der Gedanke des Gerichts ist eliminiert, „die ganze moralisch-juridische Auffassung der Religion ist dadurch überwunden“, und Lessing verläßt damit an einem entscheidenden Punkte den Boden des Christentums. Auch erbringt der Verfasser

den Nachweis, daß Lessing, so freundlich er den Wahrheitsgehalt aus der christlichen Offenbarung herausgestellt habe, doch deutlich das Bestreben zeige, die Enge des kirchlichen Offenbarungsbegriffs zu durchbrechen, ja Lessings Auffassung führt schließlich zu der Überzeugung, daß der Mensch tatsächlich zu der Offenbarung, die ja gar nicht bloß geglaubt, sondern in Vernunftwahrheit umgewandelt werden soll, keine andre Stellung habe als zu aller angeblichen, ihm von irgend woher gebotnen Wahrheit: er muß sie prüfen und darf sich auch die Freiheit nehmen, als Irrtum zu verwerfen, was er widerlegen zu können glaubt.

Die Gedanken, die Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ in teilweise verhüllter Form vortrug, hat er offener ausgesprochen, weiter in ihre Konsequenzen verfolgt in seinen philosophischen Gesprächen mit Jacobi und in zwei nachgelassenen, sehr flüchtig hingeworfnen Aufsätzen. Aus ihnen erfahren wir, daß ihn die Lehre von der Seelenpräexistenz und Metempsychose ganz ernsthaft beschäftigte, und daß er sie nicht nur auf die moralische Bervollkommnung, sondern auch auf die intellektuelle anwenden wollte: auch die letztere kann der Mensch nur in einer Reihe von Existenzen erlangen. Und wie wir in einer neuen Existenz zu unsern alten Sinnen neue hinzugewinnen werden, so wird sich unsre ganze geistige Organisation verfeinern, sodas wir schließlich imstande sind, die jetzt scheinbar von Dissonanzen erfüllte Welt in ihrer harmonischen Einheit zu erfassen. Die Religion aber wäre dann eine Art enthusiastischer Borahnung dieser Seligkeit. In diesem Sinne, meint Schrempf, ist die Religiosität für Lessing offenbar ein Teil der natürlichen Anlage des Menschen, und die Vollendung der Religiosität liegt in der Erkenntnis, daß wir mit unsrer Anlage und mit den Wegen, die wir kraft dieser Anlage gehn müssen, nicht unzufrieden sein können. „Der heilige Geist des Christen ist kein anderer als der Geist der Natur“, müßte dann Lessings notwendiger Schluß sein.

Schrempf gibt zu, daß er glauben würde, damit zu viel in Lessing hineinzu lesen, wenn nicht andre Linien seiner Entwicklung gegen denselben Punkt konvergieren. Dahin ist besonders auch seine Auffassung von der Freiheit des Willens zu rechnen. Er hält nichts davon und hat das deutlich ausgesprochen, unter anderm mit den bekannten Worten: „ich danke meinem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß“ und „ich begehre keinen freien Willen“. Auch ist er, glaubt Schrempf, der Ansicht, daß sogar das nur eine äußerliche Auffassung sei, wenn man sage, die Vorstellung des Besten bestimme den Menschen mit Zwang und Notwendigkeit. „Vielmehr ist der ganze Vorgang, daß ich etwas als das Beste muß, die Auswirkung eines höhern Prinzips, das körperliche und geistige Bewegung produziert, aber darin sich nicht erschöpft, das weder Geist noch Materie, noch eine Verbindung beider, sondern ein für uns gänzlich unvorstellbares Drittes ist. Indem dies Prinzip sich durch uns auswirkt, haben wir das Gefühl, daß wir das Beste müssen; und »das Beste« ist natürlich nur eine Bezeichnung dafür, daß wir müssen.“ Lessing hat so „seine Freiheit an

Gott verloren und bedauert es offenbar nicht". Die Richtung auf spinozistische Gedanken ist eben in ihm gegen Ende seines Lebens immer deutlicher geworden. Aber, sagt Schrempf mit Recht, man sollte es lieber vermeiden, ihn einen Spinozisten zu nennen; denn diese Bezeichnung wird der ganzen Art, wie er sich zu allen philosophischen Systemen stellte, nicht gerecht.

Zum Schlusse fragt der Verfasser: „Was von dem Philosophen Lessing zu lernen ist.“ Und die Antwort lautet: Lessing vermag uns zunächst in die rechte philosophische Stimmung hineinzuziehen, in jene dämonische Wahrheitsliebe, gegen die alle andern Interessen eitel erscheinen, gegen die namentlich kein parteiisches, kein selbstisches Interesse aufkommen kann. Er vermag uns ferner von dem Aberglauben zu entwöhnen, als ob das Denken eine Kunst wäre, bei der es auf besondere Kniffe ankäme. Auch weiß er, daß es ohne Enthusiasmus keine Weltanschauung gibt, daß sich aber der Enthusiast gern betrügt. So unterdrückt er also — und zeigt uns damit den richtigen Weg — natürliche enthusiastische Regungen nicht, benützt aber den Enthusiasmus weder als Wünschelrute noch gar, wie heute so vielfach geschieht, als Beweis. Nur in wenigen Punkten tritt bei ihm das enthusiastische, intuitive Element besonders hervor: in seiner Auffassung des Tragischen, in seiner einfachen Lösung des Freiheitsproblems und bis zu einem gewissen Grade auch in seiner Gottesvorstellung. „In dem Eindruck des Tragischen verbindet sich das Gefühl des unendlichen Wertes der Persönlichkeit mit dem Gefühl, daß sie im Welt-haushalte nichts gilt.“ Wie kommt es aber, daß wir durch das Tragische nicht niedergedrückt, sondern gehoben und belebt werden? Wer das erklären könnte, behauptet Schrempf mit Recht, der hätte das Rätsel des Menschen gelöst. Lessing hat die Frage nicht beantwortet, aber er hat uns wenigstens auf einen guten Weg gebracht, sie als Frage zu verstehen, und leistet uns dadurch zugleich den großen Dienst, daß er uns die Bedeutung des Ästhetischen für die religiöse und die philosophische Erkenntnis zeigt: „um das Leben als Problem zu verstehen, sollten wir seine höchsten Erregungen erleben, ohne doch unter ihren bestimmungraubenden Druck zu kommen. Das geschieht im ästhetischen Miterleben des Tragischen.“ Es ist also keine zufällige Laune, daß Lessings Theorie der Tragödie in einer religiösen Expektoration gipfelt: „Die ästhetische Empfindung ist sozusagen ein religiöser Sinn.“

Lessings Lösung des Freiheitsproblems ist die einzig mögliche. Wer sich so weit entwickelt hat, daß er den „freien Willen“ zur Erhaltung seines Selbstgefühls nicht mehr braucht, der sieht ihn auch sofort nicht mehr. Den andern aber, die ihn noch brauchen, läßt sich mit Gründen nicht beikommen, so unwiderleglich diese auch an sich sein mögen.

Was an Lessings Ausfagen über Gott Intuition ist, ist schwer zu entscheiden. Der sichere Humor, mit dem er Jacobis Glauben an eine verständige, persönliche Ursache der Welt an sich abgleiten ließ, scheint darauf hinzudeuten, daß er seiner Sache durch Intuition sicher geworden war.

Man sieht, wie ich hoffe, schon aus diesem Wenigen, daß in diesem Buche über Lessing weit mehr zu finden ist als eine bloße Darstellung seiner Ansichten. Es ist, wie alle Schriften Schrempfs, wie zum Beispiel auch sein „Martin Luther“, der so manche Verwandtschaft mit dieser neuen Arbeit aufweist, ein durch und durch erlebtes Buch; und gerade weil der Verfasser alles das, was Lessing so stark beschäftigt hat, selbst durchlebt und immer wieder durchgedacht hat, vermag er aus Lessings oft sehr „exoterischer“ Ausdrucksweise die „esoterischen“, wesentlichen Elemente herauszuschälen und mit einer bisher kaum erreichten Klarheit die innern Verbindungsfäden in den fragmentarischen Arbeiten aufzuzeigen. Es ist unter diesen Umständen durchaus natürlich und kann nur erfreuliche Früchte zeitigen, daß er bei einer solchen intensiven Einfühlung in Lessings Geist und bei so vielen Berührungspunkten in Charakter und Denken die Linien, die Lessing bloß angefangen hat, an manchen Punkten vollendet, vollendet in demselben Geist dämonischer Wahrheitsliebe, den er seinem Helden nachrühmt. Mag dabei manches stark Subjektive mit unterlaufen — das bedeutet nichts gegenüber dem großen Gewinn, daß wir auf diese Weise mit Macht hineingezogen werden in das innere Leben eines unsrer größten und besten Geister.

Dr. Mohr in Koblenz



Pfarrergestalten in neuern Dichterwerken

Von Heinrich Danneil in Schönebeck a. d. Elbe



Es ist auffallend, wie häufig jetzt Pfarrer im Mittelpunkt von Dichterwerken stehn. Es gilt das für Pfarrer beider christlichen Hauptkonfessionen. Wie die katholische Kirche das Feststehende repräsentiert, so ist wohl auch im allgemeinen die Schätzung des katholischen Priesters dieselbe geblieben. Nach der Lehre der katholischen Kirche wird ja der Priester durch die Weihe über die andern Menschen erhoben, sodaß noch heute in gutkatholischen Dichterwerken der Priester oft mit etwas übermenschlich idealen Zügen gezeichnet wird. Wenn nun, zumal in Österreich, weite Kreise jetzt der alten Kirche kritisch, ja ablehnend gegenüberstehn, so erklärt es sich, daß viele sich bemüht haben, das innere Leben des Priesters, seine Freuden und seine Leiden rein menschlich zu verstehen. Bei der augenblicklichen Lage ist es nur zu verständlich, daß mit besondrer Vorliebe Priester betrachtet worden sind, die durch verschuldete oder unverschuldete Differenzen mit der herrschenden Richtung in innere Nöte gekommen waren.

Werke der ersten Art werden natürlich außerhalb der Grenzpfähle katholischen Kirchentums selten beachtet werden. Um des Verfassers willen verdient vielleicht das Werk von Arthur Schleitner „Der Eiskaplan“ Beachtung, eine Erzählung aus dem Hochgebirge (Mainz, Kirchheim, 1904. 233 Seiten. 2,50 Mark).